

### Deutschland zur See.

Die Bedeutung einer starken Seemacht hat Generalleutnant J. D. v. Liebert auf dem deutschen Kolonialkongress anschaulich geschildert. Der Redner bewies zunächst, daß wir mit allen Kräften größere Schiffe mit stärkerer Artillerie und schnellere Panzerkreuzer bauen müssen, und führte dann etwa folgendes aus: Die Schwächen unserer Flotte sind zahlenmäßig jedem Gegner bekannt. Es ist nichts zu vertuschen. Die heutige deutsche Schlachtflotte ist nicht einmal der englischen Kanal- und Atlantikflotte gewachsen. Deshalb kann nicht genug betont werden: eine schwache Flotte ist eine Verschwendung, nur eine starke Flotte ist eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens, für die Zukunft und Machtstellung des deutschen Volkes.

Was die volkswirtschaftliche Bedeutung der Seemacht betrifft, so hat die Sozialdemokratie allerdings neben dem Worte Militarismus noch den Begriff Marinismus aufgestellt, um der großen Belastung des steuerzahlenden Volkes Ausdruck zu geben. Aber die Kriegsflotte ist die beste Stütze und Sicherheit für den Volkswohlstand, für das Anwachsen des Reichums und für die Machtstellung der Nation. Wir bedürfen der Seemacht zur Verteidigung unserer Küsten gegen eine Blockade und zum Schutze des Ueberseehandels, d. h. zur Sicherung unserer Ein- und Ausfuhr. Der deutsche Handel über See hat gegenwärtig einen Wert von 8 Milliarden Mark, er hat sich erst zu dieser gewaltigen Zahl gehoben, seitdem unser Handel unter der deutschen Nationalflagge geht. Vor allem bedarf unsere so mächtig angewachsene Industrie der stetig und gleichmäßig gesicherten Zufuhr der Rohstoffe und der ebenso gesicherten Ausfuhr ihrer Erzeugnisse. Sie selbst schafft Kohlen, Eisen, Stahl, die Holzarbeiten, die Maschinen und Apparate für die Schiffe, sie baut die Schiffe selbst.

Viele tausend Arbeiter mit ihren Familien leben vom Schiffsbau und von den unzähligen Arbeiten für den Schiffsbau. Auf den kaiserlichen Werften waren 1898: 12 000, 1905: 17 000 Menschen beschäftigt. Damals betrug das Durchschnittseinkommen des erwachsenen Werftarbeiters noch nicht 1200, heute 1354 M. Mit Ausnahme der Hütten- und Stahlwerke und der Privatwerften fließt das ganze Marinebudget in die Taschen der Arbeiter; der Unternehmervorgewinn fällt hier fort. Unsere deutsche Arbeiterbevölkerung ist daher an dem Ausbau unserer Flotte als verdienender Teil und durch den Schutz gegen Blockade, Hungersnot und Arbeitslosigkeit lebhaft

interessiert. Wenn Bebel es durchsetzte, daß keine Kriegsschiffe mehr gebaut würden, so wäre das für die Arbeiter eine so folgenschwere und verhängnisvolle Maßregel, daß sie voraussichtlich mit Revolution antworten würden. Die ganzen für die Marine bewilligten Summen bleiben im Lande, setzen sich in Arbeit und Verdienst um, aber auch der Scharfsinn, der Erfindungsgeist werden mächtig auf diese Weise angeregt.

Welche Vervollkommnung unserer Werften und des Schiffbaues, unserer Stahl- und Waffenindustrie, der Mechanik und Technik jeder Richtung haben wir in den letzten 40 Jahren in Deutschland verfolgen können! Das ist kein Marinismus, das ist Kulturarbeit im höchsten Sinne des Wortes, und zwar um so schöner, weil sie gleichzeitig und national fördert und die übrigen Völker mit Achtung vor unseren Leistungen erfüllt.

Ohne Kriegsflotte vermöchten wir keine Kolonie zu erwerben, und ohne Kolonialbesitz wäre Deutschland für die Zukunft volkswirtschaftlich lahmgelagert und politisch in eine traurige Rolle herabgedrückt. Preußen ist durch die gewaltige Arbeit an seiner Armee nicht verarmt, nicht zugrunde gegangen, sondern groß und mächtig geworden. Das deutsche Reich hat die gleiche Aufgabe an seiner Marine zu erfüllen, es darf sich nicht durch abgedroschene Neben wie unproduktive Ausgaben und Ueberlastung des Steuerzahlers abschrecken lassen. Wenn wir erst zu Wasser und zu Lande eine gleich achtunggebietende Macht sein werden, dann wird auch das Motto sich bewahrheiten: Das 20. Jahrhundert gehört den Deutschen!

### Vermischtes.

Karlsruhe, 19. Okt. Ein 6jähriges Kind fiel durch den Schacht eines wendelförmigen Treppenhauses vom 4. Stock herunter, erlitt einen Schädelbruch und starb alsbald.

Staufen, 17. Okt. In einem unbewachten Augenblick trank ein etwa zwei Jahre altes Kind aus einem Fläschchen, das Pottwasser enthielt. Es erlitt so schwere innere Verletzungen, daß der Tod am andern Tage eintrat.

Braunschweig, 18. Oktober. Ein 18jähriger Kaufmannslehrling erschoss die 18 und 22 Jahre alten Töchter seines Chefs, des Kaufmanns Hars, mit ihrem Einverständnis. Er selbst verlor den Mut, sich ebenfalls zu erschießen, wie verabredet war, und stellte sich der Behörde. Er soll seinem Lehrer 800 M. unterschlagen haben.

In Neuhäuser im Dreisamtal (Baden) ist heute das Gasthaus z. Tanne vollständig niedergebrannt. Den Bewohnern war es nur möglich, das nackte Leben zu retten. 22 Kühe und 2 Pferde kamen in den Flammen um. Ein alter Mann mußte aus dem brennenden Hause getragen werden, ebenso ein betrunkenes Knecht, der erst heimgekommen war und vermutlich ein Blindholz von sich geworfen hat. Er wurde verhaftet.

Nach der „B. Z. am Mittag“ ist der Zirkus Sarrajini, der zurzeit in Allenstein Vorstellungen gab, durch einen Sturm völlig vernichtet worden. Der Sachschaden beträgt ungefähr 50 000 M. Mannschaften vom 151. Infanterieregiment nahmen an den Rettungs- und Abräumungsarbeiten teil. Das gesamte Personal ist brotlos. Zahlreiche Pferde und Elefanten müssen auf der Straße laudieren.

München, 7. Okt. Der Zirkusdirektor Sidoli hatte sich in einer Wette verpflichtet, ein rohes Pferd innerhalb drei Tagen so zu dressieren, daß es in der Vorstellung vorgeführt werden könnte. Diese Wette kam gestern zum Austrag. Die „Allg. Ztg.“ berichtet darüber: Nach der ersten Abteilungsprobe trat ein schwerer Schimmel, der Thomashauserei gehörig, mit dem Zugeschirr angetan, in die Arena. Er wurde sogleich von den Zirkusbediensteten in Empfang genommen und des Geschirrs entledigt. An Stelle desselben erhielt er nun glänzenden Zirkusschmuck, wallende Federn, so daß der Schimmel einen ganz vorzüglichen Eindruck machte, zumal der Schimmel im Gefühl seiner Pracht das wohl auch fühlen mochte, denn er spazierte nun ganz stolz einher. Die Vorführungen begannen. Zuerst mußte unser Schimmel mehrmals die Arena umkreisen, sodann bestieg er ein Podium, über welches dann, durch die Füße des Schimmels hindurch, ein schwarzer Pony sprang. Auch hielt sich unser Künstler ganz wacker und ließ sich nicht im geringsten irre machen. Nach den Klängen der Musik ging er sodann im Takte und zum Schluß setzte er im Trab über mehrere etwa 1/2 Meter über dem Boden aufgestellte Sparren. Das Publikum war ob dieser erstaunlichen Leistungen der Dressirkunst ganz begeistert und klatschte immer wieder stürmisch Beifall. Direktor Sidoli erntete allseits großes Lob und wurde unzählige Male gerufen. Auch heute abend wird der Schimmel wieder vorgeführt werden. Beim Verlassen des Zirkus beobachtete man ihn, wie er im Trab seiner Heimat zugeführt wurde, wo er tagsüber den Bierwagen der Thomashauserei durch die Straßen Münchens zu ziehen hat.

In Wetter a. d. Ruhr sind einer Arbeiter-

### Nur nicht eifersüchtig!

Humoreske von Adolf Tziele.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein wunderschöner Sommermorgen. In einem Koupee des Zuges, der zu früher Stunde am Potsdamer Bahnhof zu Berlin abgegangen, saß ein junges Paar, unzweifelhaft ein „kurzverheiratetes“ Ehepaar. Er war hübsch und sie desgleichen, und so schienen sie denn recht hübsch zusammenzupassen.

„Das ist doch zu fatal, daß ich mein Reisenecessaire vergessen mußte,“ klagte die junge Frau, als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte. „Die ganze Bergnützungstournee könnte mir dies verderben.“

„Liebe Hilda, es ist nicht so schlimm,“ tröstete der Gatte. „Das meiste davon ist ja so wie so unnütz und das Unentbehrlichste kaufen wir unten in Thale ein. Doch nun bitte ich Dich um Verzeihung, mein Mänschen, ich habe das Morgenblatt noch nicht gelesen.“

Damit zog er eine Zeitung aus der Tasche, bot seiner Gattin ein Blatt an und vertiefte sich in seine Lektüre.

Hilda überflog die Familiennachrichten, dann aber blickte sie wie geistesabwesend über das Blatt hinweg und gab ihren Gedanken Audienz.

Und leider hatte sie gar mancherlei Gedanken!

Das letzte Jahr zog an ihrem geistigen Auge vorüber. Wie schön war es gewesen, als sie nach einer seligen Brautzeit mit ihrem geliebten Willibald

vor dem Altare stand und als er sie dann nach einer kleinen Reise in das behagliche Heim führte, das sich beide geschaffen!

Wie glücklich hatten sie diese ganze Zeit verlebt! Nur für sie hatte ihr Willibald Augen gehabt, und so freundlich, so liebevoll, so häuslich war er stets gewesen!

Und wie hatte sich nun alles seit kurzem so schrecklich geändert!

Vor etwa acht Tagen war ein Brief an Willibald angekommen, ein Brief, dessen Adresse unzweifelhaft von der Hand einer noch jungen weiblichen Person geschrieben war.

Der Brief trug den Poststempel Potsdam. Das war verdächtig. In Potsdam war Willibald längere Zeit in Stellung gewesen, ehe er sich an dem Geschäft in Berlin beteiligte, und Verwandte besah er dort nicht.

„Was kann von Potsdam Gutes kommen?“ fragte sich Hilda.

Als Willibald den Brief las, beobachtete sie genau seine Gesichtszüge.

War es Gleichgültigkeit oder Verstellung? Er verzog keine Miene.

„Was steht darin?“ fragte sie ihn möglichst unbefangen.

„Nichts, was Dich interessieren könnte, mein Kind! Geschäftliches!“ antwortete Willibald ebenso ruhig. Er schloß den Brief in seinen Schreibtisch.

Als er sich nachmittags in seinem Geschäft aufhielt, suchte Hilda, von heftigen Zweifeln gequält, sämtliche kleine Schlüsseln, deren sie habhaft werden

konnte, zusammen und probierte sie am Schreibtisch. Einer von ihnen bereitete ihr die Freude, das Schloß zu öffnen.

Die Leidenschaft überwand ihre Gewissensbisse, sie nahm den Brief heraus. Was mußten ihre Augen sehen? Sie schauderte, als sie die folgenden von weiblicher Hand geschriebenen Worte las:

Sehr geehrter Herr Holze!

Nochmals wende ich mich an Sie mit der dringenden Bitte, sich des Versprechens zu erinnern, das Sie mir vor Ihrer Abreise gaben. Ich hatte so sicher auf Sie gerechnet, doch auch jetzt habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß Sie mich im Stich lassen werden.

Mit der herzlichsten Bitte, mich nicht zu vergessen, bleibe ich in voller Ergebenheit

B. Wälzer.

Wer war diese B. Wälzer? Schlaflose Nächte schuf ihr dieser verhasste Name, und auch in ihren Träumen tönte er immer wieder.

Und ihr mußte dies geschehen, ihr, die den geliebten Gatten stets so überwacht, ihn so vor dem Verkehr mit anderen Frauen bewahrt hatte? Und doch konnte sie ihren Verdacht nicht ausdrücken!

Ihr Puls klopfte, ihr Auge funkelte, als sie jetzt, wie schon so oft ganz verstoßen zu Willibald hinüberblickte. Es war ja noch eine junge Dame im Koupee, sie mußte also acht geben. Doch wie lange sie ihn auch beobachtete, er schien nur für seine Zeitung Sinn zu haben.

„Natürlich,“ sagte sich Hilda, „er beachtet sie nicht, denn er denkt ja an jene in Potsdam.“

and  
gaben  
er wieder eine  
in Afrika unter  
er kämpfenden  
eimat zukommen  
bereit:  
wanen".  
fbäder  
Freunde  
1905  
dabier  
der Bitte,  
u wollen.  
intk  
Sech.  
schule  
ald.  
3088  
ruhe.  
er  
Meeh.



familie Bierlinge geboren worden: drei Mädchen und ein Knabe. Es wird dazu berichtet, daß die Bierlinge recht gesund und munter sind. Da die Bierlinge können, so bemerkt die „Str. Post“ dazu, leicht munter sein, wenn sie in so amüsanten Gesellschaft zur Welt kommen, während unsereins einsam in seinem großen Bette lag und absolut keine Ansprache hatte, da man mit den Fliegen, die sich auf den Schultern setzten, keine Unterhaltung in Gang bringen konnte. Was sagt aber die Frau Roma zu den Bierlingen? was der Herr Papa? Wenn das so fortgeht kann man frei nach Erlkönig bald von ihm sagen: „Dem Vater grauset's, er rettet geschwind, er hält in den Armen das ächzende (16.) Kind!“

Aus einer kleinen Residenz. Der Hof von Mecklenburg-Strelitz hat seit einigen Tagen eine bürgerliche Hofdame. Eine Fräulein Brand aus Wiesbaden ist zur Hofdame der regierenden Großherzogin ernannt worden, und diese Tatsache erregt in dem Strelitzer Ländchen ein nicht unerhebliches Aufsehen, das ganz erklärlich ist, wenn man daran denkt, daß Mecklenburg nun einmal das Land ist, in dem der Mensch bisher erst beim Baron anfing. Seit der Thronbesteigung des Großherzogs Adolf Friedrich weht allerdings ein etwas freierer Wind, und eine der ersten Regierungsmaßregeln des neuen Landesherren war die Aufhebung der Bestimmung, daß nur Adelige Oberförsterstellen erhalten dürften. Aber von dieser Maßregel war doch immerhin noch ein weiter Weg bis zu der Erschließung des Allerheiligsten des Hofes für eine bürgerliche, also gar nicht hoffähige Dame! Die Berufung des Fräuleins Brand soll auch erst erfolgt sein, nachdem man vergeblich bei den adeligen Damen des Großherzogtums nach einer geeigneten und — willigen Persönlichkeit Umschau gehalten hatte. Und wie man erzählt, soll diese Umschau auch deshalb ergebnislos ausgefallen sein, weil zurzeit zwischen dem Hof und dem Adel von Strelitz nicht mehr das frühere gute Einvernehmen besteht, — seit die Familienverhältnisse der regierenden Familie nicht mehr die glücklichsten sind, und namentlich zwischen der streng kirchlichen Großherzogin und ihren Töchtern, der Gräfin Jametel und der Erbprinzessin von Montenegro, kein sonderlich herzliches Einvernehmen besteht.

Die russische Flotte — auf Schlitten. Im Winter des Jahres 1721 wollte Peter der Große den Einwohnern der Stadt Moskau, welche bis dahin niemals große Seeschiffe gesehen hatten, die Ansicht einer Flotte verschaffen, um ihnen zu verdeutlichen, daß Rußland den erreichten Frieden, das Ausblühen des Handels und die Erweiterung seiner Grenzen vorzüglich der neuen Marine zu verdanken habe. Zu diesem Zwecke veranstaltete er die in der russischen Geschichte bekannte große Schlittenfahrt. Sie wurde auf folgende Weise vollzogen: Sechzig Schlitten, teils von ungeheurem Umfang, teils von gewöhnlicher Größe, durch Bekleidung und aufgestellte Masten mit Tauwerk, Segeln und Flaggen in die Form der Schiffe gezwungen, bildeten die Flotte, von der größten Fregatte an bis hinab zum kleinsten Boot. An der Spitze das Schiff des Vanhus, das

und wieder fiel sie in ihre traurigen Gedanken zurück.

Pföflich wurde sie durch den Pfiff der Lokomotive aufgeheuchelt.

Der Zug hielt.

„Potsdam! Fünf Minuten Aufenthalt!“ tönte es draußen.

Gleich einem Messer schnitt der Ruf in Hilda's Seele. Welches Entsetzen aber ergriff sie, als ihr Gatte plötzlich die Zeitung hinwarf und mit den Worten: „Entschuldige für einen Augenblick!“ zur Tür hinauseilte.

Seängstigt blickte sie ihm nach.

Was war das? Er schien zuerst in den Wartesaal gehen zu wollen, als er plötzlich einer Dame ansichtig wurde, die er freundlich begrüßte.

Schnell verließ Hilda ihren Platz und stürzte sich in das Menschentreiben. Da tauchte auch Willibalds Strohhut wieder auf. Hilda bemerkte gerade noch, daß er die Dame in ein Koupee hob, ihr die Hand schüttelte, freundlich grüßte und dann wieder im Gewühl verschwand.

Schon wollte sie ihm nachstürzen.

Doch nein! Erst mußte sie die Fremde, die sich in ihr Blick drängte, von Angesicht sehen, mußte sie ihr den ganzen Groß einer gekränkten Gattin entgegenklendern.

Sie erreichte das Koupee und stieg schnell ein. Da sah sie nun ihr gegenüber. Aber was mußte sie sehen? Dies war ja eine ältere Dame, die ihr

ein Hofnarr in Bärenhaut verummumt führte und welches von sechs Bären gezogen wurde. Dann folgte das Schiff der Musiker, von sechs Schweinen gezogen. Ein Boot, welches einen Mann in asiatischem Gewand trug, mit sechzehn vorgepannten großen Hunden. Sechs Schiffe mit Popen, gleichfalls durch Hunde fortgebracht. Ein großes Schiff, das eine Maske als Patriarch der griechischen Kirche führte; Pferde zogen es. Aus dem folgenden, durch zwei Bären beförderten Schiffe befand sich eine Maske als Kaiser mit der russischen Krone und den Emblemen des russischen Reiches, Neptun mit dem Dreizack, dessen muschelförmiges Schiff zwei Tritonen schleiften. Eine große Fregatte, 32 Kanonen (wovon jedoch nur 8 metallene waren) führend, dem wirklichen, dreimastigen Schiff vollkommen ähnlich und durch Flaggen und Wimpel verziert, worauf sich der Kaiser selbst im Gewande eines Schiffshauptmanns befand. Sechzehn Pferde leuchteten, den Koloss schleppend, voraus. Eine Fregatte, woran 24 kleine Boote besetzt waren, worin sich Mitglieder aller unter russischer Herrschaft stehenden Völker in ihren Nationalkostümen befanden. Von einem großen, ganz vergoldeten Schiff mit Spiegelglasfenstern sah die Kaiserin, zur kriechenden Bäuerin verwandelt, herab. Auf den Schiffen, welche den Zug schlossen, sahen der Fürst Menziloff mit seiner Gemahlin, Familie und beider Gefolge; der Herzog von Holstein mit zwei als Hofsteiner verkleideten Individuen, der Admiral Apraxin, der Chan der Moldau, Cantreir, in orientalischer Pracht, die sämtlichen Minister und Personen aus allen europäischen Nationen. So ging der Zug dahin durch die von Zuschauern vollen Straßen der Stadt.

Die Erkältung des Halses in der rauhen Jahreszeit bespricht Dr. D. Köner in einem sehr interessanten Vortrag „Die Hygiene der Stimme“ (S. J. Bergmann, Wiesbaden). Noch immer begegnet man dem Vorurteil, daß es nötig sei, im Winter den Hals gegen die Kälteeinwirkung durch warme Umhüllungen zu schützen. Die warme Umhüllung des Halses durch Tücher, Woas und andere Dinge verwehrt und verwehrt nicht nur, so daß es leicht zur Erkältung kommt, wenn die gewohnte Umhüllung einmal nur kurze Zeit weggelassen wird. Wer sich das Tuch oder die Woas im Winter abgewöhnen will, bekommt gewöhnlich eine Erkältung, aber damit ist die Sache in der Regel erledigt, wenn man nicht sogleich wieder in die alte Gewohnheit verfällt. Unsere Marineoldaten tragen ja auch im Winter den Hals und sogar einen großen Teil der Brust völlig nackt. Wenn sie diese Entblößung vorher nicht gewöhnt waren, machen sie nach ihrer Einstellung eine tüchtige Erkältung durch, aber nur diese eine. Dann trohen sie ungestraft allen Unbilden der Witterung. Bei Leuten mit empfindlichen Halsorganen ruft jede Kälteeinwirkung, auch wenn sie entfernte Körperteile betrifft, leicht einen Halskatarth hervor. Hiergegen nützt am besten eine rationelle Abhärtung des Halses und des ganzen Körpers. Den Hals kann man durch regelmäßiges Gurgeln mit kaltem Wasser abhärten. Das Gurgeln nützt auch insofern, als es die Schlundorgane zu ausgiebigen Bewegungen nötigt,

noch dazu bekannt vorkam! Aber auch diese betrachtete Hilda aufmerksam.

Während sich beide noch unschlüssig anblickten, warf der Schaffner die Tür zu, ein Pfiff ertönte und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Wenn ich nicht irre,“ begann die ältere Dame, „so habe ich das Vergnügen, mit Frau Holze aus Berlin?“

„Zu dienen!“

„Ich bin nämlich die Tante ihres lieben Mannes. Ich wohne in Magdeburg und reiste gestern nach Potsdam, um eine Freundin zu überraschen. Leider war diese verreist, und so setze ich schon heute die Reise nach Berlin fort.“

Ein jäher Schrecken durchzuckte Hilda. „Dann geht dieser Zug wohl nach Berlin?“ fragte sie hastig.

„Freilich! D, dann sind Sie aus Versehen in den falschen Zug geraten! Das ist aber fatal. Für mich ist es allerdings angenehm, gleich hier Ihre Bekanntschaft zu machen, liebe Hilda! Ich kannte Sie bisher nur aus Photographien.“

„Auch ich habe Ihr Bild schon gesehen. Doch was fange ich nun an? Mein Mann wartet auf dem Bahnhof in Potsdam und ich — ach, es ist zu schrecklich!“

„Seien Sie nicht verzagt, liebe Hilda!“ tröstete die gute Tante. „Sie werden nicht lange zu warten brauchen, bis Sie der nächste Zug Ihrem Willibald wieder zuführt.“

„Aber was wird er denken, wenn er mich ver-

also eine Schlundgymnastie darstellt. Die allgemeine Abhärtung des Körpers kommt selbstverständlich ebenfalls in Frage.

Aus der Schule. Ein Lehrer eines schwäbischen Bezirks gab nach der Fahnenweihe in dem Orte S. seinen Schülern die Aufgabe, einen Aufsatz über ihre Erlebnisse zu schreiben. Eine der Arbeiten hatte folgenden Wortlaut: „Gestern am Sonntag war ein Fest in S. Es kamen viele Freie. Man hat die Häuser betränkt und Fahnen hinausgehängt. Und es kam auch ein Karneval und viele Stände. Auf dem Festplatz tanzte man. Da hielt der Hr. Pfarrer eine Predig über den Fahnen. Man hat Größe (Kirchen) feil gehabt und Rinnenade. Auf der Karneval hat man fast keinen Platz mehr bekommen. Am Abend ist man in den Ball gegangen. Dort hat es eine Mark gelost. Auf dem Festplatz hat es 20 Pfennig gelost und hatte müssen ein Festband haben. Jede Festdame hat einen Strauß gehabt. Und die Freie haben geungen und gespielt.“

[Im Kurhaus] Kellner (zum Gast, der mit einem Messer auf den Tisch klopfte): „Der Herr wünschen?“ — Gast: „Ich hab' Sie nicht gesehen, ich schlag' bloß nen Schwaben tot!“

[Ihre Auslegung] „Warum weinst Du denn?“ — „Der Herr gegenüber hat mich so furchtbar auf den Fuß getreten!“ — „O, Du Vereidenswerte, er interessiert sich also für Dich!“

Ein billiges und unfehlbares Mittel gegen Blutlaus, Schilbkeus, Krebs und Brand an untern Obstdäumen. Als der Erfurter Führer im Obst- und Gartenbau vor zwei Jahren die ersten Berichte über den Anstich unserer Obstdäume mit Karbolium brachte — haben viele Praktiker und auch andere Leute den Kopf geschüttelt. Dasselbe Karbolium, welches früher als tödliches Gift für die Pflanzenwelt verschrien wurde, sollte ein großartiges Heilmittel sein! — Es ist so. — Die Versuche sind abgeschlossen. Sie haben erwiesen, daß Karbolium ein unfehlbares Mittel gegen Blutlaus ist. Es hilft auf jeden Fall gegen Krebs und Brand, es bringt den Gummisaft fort, bringt bei tränklichen Bäumen kräftigen Wuchs — ja es hilft gegen die Schwarzfledigkeit bei Kefel und Bienen — kurzum im Karbolium besitzen wir ein so billiges und so sicheres Mittel gegen alle Krankheiten, das jedem Obstzüchter die Befreiung damit nur angeraten werden kann. Da der Erfurter Führer im Obst- und Gartenbau im Interesse der Sache Nr. 28 unseren Lesern kostenfrei schickt, wenn sie diese Nummer über Karbolium mittels Postkarte verlangen, so wird es allen leicht gemacht, sich zu informieren und wir können nur raten, dies zu tun.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

## Bestellungen

auf den

# „Gnzäler“

für die Monate

November und Dezember

werden von allen Postanstalten und Postboten, von der Expedition und von unseren Austrägerinnen entgegengenommen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

mißt?“ seufzte Hilda, die es bei dem Gedanken, ihr Mann weile in einer Stadt mit der verhassten B. Wälzer, siedend heiß überließ.

„D, da telegraphieren Sie ihm, daß Sie mit dem nächsten Zuge ankommen. Er wird nicht allein weiterreisen und wird sich die Zeit in Potsdam schon vertreiben.“

— (Schluß folgt.) —

Ein bayerischer Wunderdoktor. Vor dem Schöffengericht Zusmarshausen im bayerischen Reg.-Bezirk Schwaben wurde letzte Woche gegen den 39-jährigen Fabrikarbeiter Tobias Welz von Augsburg wegen Betrugs verhandelt. Welz spielte lange Zeit in jener Gegend den Wunderdoktor und machte gute Geschäfte. Er kurierte mit Sympathiemitteln und machte allen möglichen Hokusfokus. Auch operierte B. mit geweihten Krügen und Gebeten. Einigen Kranken trug er die Fingernägel ab und schnitt ihnen die Haarspitzen weg, um beides zu vergraben mit dem Bemerkten, daß die Krankheit damit in den Boden gebannt sei. Das Berührte spielte bei ihm eine große Rolle, aber er verstand es, den bösen Zauber unschädlich zu machen. Wegen Hämorrhoiden verordnete er ein Mittel, das an einer Schnur um den Hals zu tragen war, und einer Frau, welche an Mundkrebs litt, empfahl er, einen lebenden Krebs auf den Mund zu binden. So suchte er viele zu kurieren und sich selbst Geld zu verschaffen; aber geholfen hat er niemand. — Der Schwindler kam mit 18 Tagen Gefängnis davon.